700 Cent sind ein großer Döner

Mario wohnt am Görlitzer Park in Berlin. In einem Zelt. Er ist seit vielen Jahren obdachlos und drogenabhängig – und will am liebsten ewig leben.

Von Annabelle Seubert, ZEIT ONLINE, 23.12.2024

"Ich bin Mario", sagt er, Mario Freund. Er steht am Gleis der U1, eine Flasche Sterni in der Hand, und im letzten Bahnwagen hat er eine Packung Studentenfutter, ein halbes Brötchen und einen Euro bekommen. Von der jungen Frau an der Tür.

Für den Euro, könnte man sagen, hat Mario gekämpft. Obwohl es leicht aussah, wie er durch den Gang des Waggons lief, zwischen gemusterten Sitzen und all den Leuten hindurch, die zu ihm aufsahen, als er sagte, er zelte jetzt im 21. Monat. Neben der Bahntrasse gegenüber dem Görlitzer Park. Manchmal auch darunter. "Wenn das Ordnungsamt mal wieder meint, ich soll mein Zelt abbauen und aufbauen."

Irgendwie erinnerte er an einen Showmaster: Jemand von der Arbeit, von daheim oder unterwegs vielleicht was zu essen übrig? "Kann auch angefangen, zermatscht oder zerdrückt sein. Unsere Mägen haben keine Augen!", hatte er gerufen. Und wenn jeder von den 700 Menschen in dieser Bahn noch einen Cent geben würde – "eiiiinen einzijen Cent", hatte er berlinert –, "dann ist das wenig für Sie, aber viel für mich. Weil 700 Cent sind ein großer Döner. Mit Schafskäse."

Mario, "früher war ick Pausenclown", hatte sich weder Mühe noch Scham anmerken lassen, und vielleicht mochten die Leute, dass er so auch sie nicht beschämte. Dass er mit Würde "schnorrt", wie er sagt. "Arbeitet." Wobei: Ein paar hatten vielleicht einfach sein Gesicht gemocht. Dass er wohl als zu schön für einen Obdachlosen gilt. Oder er hatte sie irritiert. Mit seiner Penny-Tüte, den Plastikflaschen und Zahnlücken sah Ma-

rio zwar abgerutscht aus, mit der sauberen Kleidung und seiner Wellensteyn-Jacke dann aber doch nicht so anders als sie. Hatten ein paar kurz Abstiegsangst, als sie ihn sahen, "das könnte mir auch passieren" gedacht? "Der könnte ich sein?“

Die Verhältnisse sind immerhin rauer geworden, aktuell ist Berlin die drittteuerste Mietstadt des Landes. Die Geschichten aus der Zeit, in der man hier in andere Kieze umzog, um sie mal für sich auszuprobieren, klingen heute wie seltsame Witze. Wer eine Wohnung hat, hält meist an ihr fest.

Und wer eine braucht?

"Danke, dass ihr mich beachtet!", hatte Mario noch durch die Bahn gerufen. "Nächster Halt: Kottbusser Tor." Schlimmer, als nichts zu kriegen, sei schließlich, nicht beachtet zu werden, viel schlimmer. Das Schlimmste.

Marios Zelt ist weiß. Ein Dreierzelt von Quechua, aufgestellt auf einem Stück Wiese an einer Straßenecke. Ein paar Meter neben seinem Zelt rauscht die U-Bahn vorbei. Und hinter ihr liegen Shell-Tankstelle und Görlitzer Park, vor dem die Dealer ihre Ware am Abend so offen anbieten wie am Tag.

Es liegt in der Natur der Sache, dass es dann dauert, bis sich Mario aus dem Inneren seines Zelts geschält hat. Zumal nach 18 Uhr, im Dunkeln. Erst beult sich das Zeltdach, dann fällt etwas um und klirrt, Schlafsackgeraschel, hat schon mal jemand elegant ein Zelt verlassen?

Mario hat den Kopf kaum aus der Zeltöffnung gesteckt, als schon die Erste etwas von ihm will: "Hallo, darf ich mal stören?" Mario, auf Knien und weiterhin nur mit dem Kopf aus dem Zelt, guckt zu ihr hoch. "Wir hatten so 'ne Pflanzaktion vor. Und ich find die Stelle hier so gut. Hast du da was dagegen?" Die Frau steht mit einem Rucksack auf Marios Wiese. Hinter ihr rücken vier, fünf weitere mit Stöcken und Taschenlampen an. Aus dem Linken-Büro gegenüber.

"Nö", sagt er, "ick pflanz da auch, guck!" Mario zeigt rüber zur Bahntrasse, wo er sich einen kleinen Garten angelegt hatte. Blumenbeete, Kräuter, Radieschen. Auch Zwiebeln und Kartoffeln hat er probiert, aber die Kartoffeln sind leider eingegangen. "Macht mal", er winkt ab, "das ist die Hundewiese von den Leuten hier. Hunde lieben Bäume. Und ich liebe auch Bäume. Ich liebe alles, was Natur ist. Macht! Ich gieß auch, wenn's zu trocken ist.“

"Jetzt aber", Mario rutscht auf der Stelle, unsicher, was zuerst zu tun ist, wie's hier aussieht allein! "Als hätt 'ne Bombe einjeschlagen." Und später kommt ja "die Kleene" wieder, wie er sie nennt, als seien sie ein Paar oder würden sich ewig kennen, dabei wohnt sie erst drei, vier Wochen bei ihm, und "gelaufen" sei bisher nie etwas. "Kuscheln geht schon manchmal." Mario setzt sich eine Stirnlampe auf, der Lichtkegel schwirrt umher, er streift die Feuchttücher, die Kerzen, die Fläschchen und das Tütchen mit dem weißen Pulver links.

"Gibst mir mal 'n Moment?" Mit den Schlafsäcken sei er noch nicht fertig. Mario zieht den Reißverschluss zu, man hört ihn drin leise weiter wühlen, dann das Klicken eines Feuerzeugs. Fluchen, weil es nicht angeht, "Menno", "na los". Dann Husten. Räuspern. Wieder das Feuerzeug. Husten. Ein Flaschendeckel, der auf Hartem landet, Stille. Der Reißverschluss öffnet sich, aus dem Zelt zieht scharfer Geruch.

Mario packt vier Powerbanks, eine Boombox und alle zehn Tütensuppen in seinen Rucksack, die ihm der Späti-Besitzer gegenüber für den halben Preis überlassen hat, dazu die Zeitungen, die er in der U-Bahn verkauft. "Klar, wenn der Schlafsack weg ist, bin ich auch am Arsch", sagt er. Aber soll er etwa mit Schlafsack arbeiten gehen?

Er ist in Kreuzberg zu Hause. Das bedeutet Solidarität von der Art, wie sie Mario, denkt er, in Berlin-Mitte oder Charlottenburg nicht zu suchen braucht (weshalb er die U-Bahnen dorthin meidet). Es bedeutet, Gratis-Linsensuppen bei "Imren" zu bekommen, bei "fast jedem ausländischen Imbiss", und von dem jungen Typen und der "Oma" aus dem zweiten oder vierten Stock warmes Essen ans Zelt geliefert zu bekommen – aus den Häusern nebenan, wo die Lampen hinter den Fenstern besonders warm zu leuchten scheinen, jetzt, beim ersten Kälteeinbruch.

Es bedeutet, "die coolsten Polizisten überhaupt" zu haben, wie Mario sagt, und mit ihnen per Du zu sein. Sogar mit dem Ordnungsamt, dem er Notizen am Zelt hinterlässt, "Ziehe morgen um! MFG Freund". Und außerdem: den Landwehrkanal mit Schwänen um die Ecke zu haben. Einen Platz, der sich Rio-Reiser-Platz nennt.

Es bedeutet nur genauso, dass Mario zweimal das Zelt angezündet wurde. Und übrig blieb nichts. Zweimal wurde Marios Zelt auch "aufgemacht", als er es noch mit einem Schloss gesichert hatte, "das sah zu interessant aus. Da haben sie das Zelt aufgeschnitten." Jetzt hat er eine bestimmte Knottechnik, sagt er, "schau, fest, fest, und zack“.

Und dann hält er eine orangefarbene Glaspfeife hoch, als finde er es doch albern, wie er heimlich in seinem Zelt geraucht hat. Neben dem Kokstütchen. Und wie viele abstinent lebende Obdachlose gibt es wohl?

"Du rauchst Crack?" – "Freebase", sagt er, eine Droge, die fast nach freiem Willen klingt: gestrecktes Kokain, "Steine", die man mit Ammoniak aufkocht. Worin im Wesentlichen der eine Unterschied zu Crack liegt: Crack sind "Steine", die man mit Backpulver aufkocht. Mario beharrt trotzdem darauf, niemals, nie Crack zu rauchen – selbst noch, als er irgendwann erzählt, er bestelle Backpulver in den USA, weil es sich mit dem besser rauche.

Wer möchte auch gern "Crack-Opfer" sein?

Crack: das Abhängige oft verschämt nehmen, weil es sofort Bilder erzeugt. Von nervös Herumirrenden, Süchtigen, die in Restaurants Gäste anbetteln. Crack: das seine Wirkung nach zehn, fünfzehn Minuten verliert, weshalb man es sofort wieder will, es rasend schnell zur Verwahrlosung führt, und weshalb mancher U-Bahnhof aussieht, als träfe man sich an ihm zum Sterben. Bisher haben sich zwar astronomische Geldsummen gefunden, um die Menschheit zum Mond fliegen und Impfstoffe gegen ein pandemisches Virus entwickeln zu lassen. Aber für ein Substitut für Crack?

Und wie überhaupt, fragt Mario, soll er wissen, was genau ein Dealer ihm gibt? Er schüttelt die Pfeife. Die Bröckchen darin. Sehen so Kokainreste aus? Oder hat ihm jemand noch etwas untergemischt?

Wieso sollten "Steine" ihn ins Verderben stürzen, mit seiner Toleranz? Mit 49 Jahren? Er habe sicher alle Drogen genommen, die es gibt, sagt er und sei zeitweise auch von allen weggekommen, allein. "Mit einem bestimmten Selbstbewusstsein geht das", nur nicht bei Heroin. "*Nicht* bei Heroin." Fünf Jahre habe er es täglich geraucht. Das größte Verderben hat er hinter sich.

Mario geht an seiner Mülltüte vorbei, die er neben einen Pfosten gestellt hat und die die Berliner Stadtreinigung morgen dort abholen wird. Er habe sich "die Jungs von der BSR" so erzogen. Sei ihnen auch lieber so, als den Müll überall aufsammeln zu müssen. Niemals würde er seinen irgendwo hinwerfen, "wie die meisten Junks das hier machen“.

Er geht an einem vorbei, den er als ganz unten angekommenen "Junk" sieht, in der Gegend ist er bekannt als "der, der immer in der Markthalle schreit". Bei Mario, erzählt er, sei er mal um halb vier morgens völlig fertig am Zelt aufgetaucht. "Kauf dir 'n Zelt, nimm 'ne Kapsel weniger und geh zum Teufel, Alter", habe er gesagt. Der Typ sei gegangen, habe das Stück einer Gehwegplatte geholt und oben auf Marios Zelt gedonnert. Rechts, wo Mario nicht lag. Und auch "die Kleene" noch nicht. Mario, sofort wach und aus dem Zelt, "balsamierte" ihn "von oben bis unten" mit Tränengas ein. Die Polizei, die Feuerwehr kam. Das Zelt war gerissen.

Sein neues Quechua-Zelt hat eine Medizinstudentin für ihn gekauft, er hat sie in der Bahn getroffen.

Er nimmt die Stufen zum U-Bahnhof Görlitzer Bahnhof, gesäumt von Taubenkot. Vor ihm verliert ein Kind seinen Schuh und läuft nur auf dem Socken weiter. "Hey! Hey!" Er rennt der Mutter mit dem Schuh hinterher.

Im vollen U-Bahn-Waggon ist er der Einzige, der einem Blinden hilft, einen Platz zu finden.

Die U1 und die U3 sind seine Linien, die Strecke durch Kreuzberg. Die U2 "nur bis zum Zoo", Bahnhof Zoo. "Wat soll ick in der U2 bei den Touris? Die verstehen mich nicht." Am Zoo steigt er in die U9 Richtung Wedding. Zum Leopoldplatz, einem Ort, der seit Längerem den deutlich höheren Verelendungsgrad aufweist als der Görlitzer Park, über den gern bundesweit diskutiert wird: Görli nachts schließen, Drogenkriminalität runter!

Auf Marios Pulli steht "Der Görli bleibt auf". Er fährt täglich zum Leopoldplatz. "Steine kaufen", obwohl es ihn dort gruselt. Da sind Sozialarbeiter, da gibt es saubere Pfeifen. "Aber geh da mal nachts hin, wenn die alle da weg sind. Am besten von Weitem, mit einem Fernglas oder so, nicht zu nah rangehen, und beobachte mal den Käfig." Den abgeschirmten Aufenthaltsbereich im Freien für Trinker, für Süchtige, Affenkäfig auch genannt. "Die laufen alle mit Taschenlampen rum und suchen auf dem Boden Krümel." Crackkrümel. "Es ist halt immer zu Ende, immer zu Ende", sagt er, egal, ob du zehn oder hundert Gramm auf dem Tisch hast. "Ich weiß das und ich mach das nicht. Wenn ich weiß, das ist mein letzter Kopf, okay, dann ist das mein letzter Kopf." Aber warum wüssten das die anderen nicht?

Mario kennt eigentlich die Antwort, es gibt nicht *den* Konsumenten und *den* Crack-User, so wie es nicht *den* Obdachlosen gibt. Es gibt nur jährlich mehr von ihnen. Und ist genau die Tatsache nicht eine, die jeden und jede vermehrt betrifft – auch die, die glauben, ein solches Leben habe mit ihrem nichts zu tun? Es gebe ein Recht darauf, sich von Armut abzugrenzen, so wie es die Wohnungseigentümer im Haus gegenüber von Marios Zelt versuchen, die regelmäßig das Ordnungsamt rufen, weil sein Zelt ihre Aussicht stört?

"Warum ziehen solche Leute an den Görlitzer Park?", fragt er. Und warum, könnte man auch fragen, sieht der Kiez mit all seinen Spritzen hier so aus, als ruhe sich die Regierung darauf aus, Obdachlose in Bezirken zu wissen, die als besonders tolerant gelten? Wieso wirkt es politisch tragbar, diese Bezirke verkommen zu lassen?

Und wie weit ist "ein solches Leben" nun wirklich vom eigenen? Von allen, die über kein Erbe, keine Bitcoin und keine Anwaltsgehälter verfügen? Wenn die deutschen Wohnkosten heute so hoch sind, dass 17,5 Millionen Menschen in Armut leben – und

57 Prozent der Wohnungslosen in diese Situation geraten, weil ihnen ihre Wohnung gekündigt wurde?

21 Prozent werden wohnungslos, weil sie Miet- und Energieschulden haben.

Und wenn die Butter heute gut drei Euro kostet, nicht weit von Marios Zelt eine Immobilienfirma gerade Sozialwohnungen als Luxus-Eigentumswohnungen verkauft.

Wenn es sich ohne Drogen auf der Straße womöglich nicht sonderlich ruhig schläft. Und Mario, wie er es ausdrückt, aus einem bürgerlichen, geordneten Leben "einmal in eine Rille" gefallen ist.

Einen kleinen Spalt, in den niemand einfach so fällt.

Als "geborener Hoppe", Mario Hoppe, wächst er in Spandau auf. Diesem Bezirk weit draußen, den man fast nicht mehr zu Berlin zählt, so bieder ist sein Ruf. Es sind die Achtziger, irgendwie rauchen alle, und Zigarettenautomaten hängen "auf Kaugummiautomatenhöhe", sagt er. Einmal, so erzählt Mario, öffnet er nachts im Wohnzimmer das Fach seines Vaters und klaut ihm die letzte Zigarette aus der Schachtel. Als er am Tag darauf aus der Schule kommt, erwartet ihn der Vater am Küchentisch, darauf ein Berg aus Zigarettenschachteln. "Setz dich", sagt er. "Rauch." Sein Vater ist damals hochrangiger Polizeibeamter. "Mein Vater ist Gott." Er war Gott. Mittlerweile sei er tot, sagt Mario – und er nicht zur Beerdigung gegangen.

"Rauch!" Sie sitzen sich gegenüber, sagt er, beide rauchend, der Vater liest Zeitung, die Küche versinkt im Dunst. Und die Mutter, eine Kindergärtnerin, "die gekuscht hat", geht "mit den Hunden raus". Weinend, "die hat's nicht ausgehalten". Der Vater öffnet das Fenster, "es qualmt und qualmt", und Mario wird und wird nicht schlecht. Als er gehen darf, dreht er sich noch mal um: "Ey, Papa, aber am besten haben mir deine HB geschmeckt!" Und der Vater springt auf, rast ihm hinterher. Mario sagt, er konnte noch den Schlüssel in seinem Zimmer umdrehen. Dann habe er die Faust des Vaters durch

seine Tür kommen sehen. "Ich bring dich um, ich bring dich um. Wenn ich reinkomme, du bist tot.“

Mario sagt, wenn seinem Vater vom Schlagen die Hand geschmerzt habe, habe er den Teppichklopfer geholt.

Mit 13 haut er ab. Zum Spandauer Kindernotdienst. Der Vater holt ihn zurück, verspricht ihm Großes, er trinke auch keinen Alkohol mehr. Und Mario zieht wieder in das Zimmer, das er sich mit seinem sechsjährigen Bruder teilt.

Sie leben, sagt er, "mit überdurchschnittlichem Verdienst" in drei Zimmern, im sozialen Wohnungsbau. Lieber habe sein Vater seine Abgabe für Fehlbelegung gezahlt, als einem "Asi" den Marmorspültisch zu überlassen, den er selbst eingebaut hat.

Als es wieder zu viel Schläge sind, "nach drei Monaten", zieht Mario endgültig aus. Diesmal in "die Kiennadelschweiz", ein Heim für Jugendliche. Da ist er 14 und hat mit dem Kiffen angefangen. Er probiert "die ganze Chemiescheiße", Speed, Ecstasy, LSD. Die Lehrer von der Siegerland-Grundschule, "wo alle hingehen", lassen ihn umschulen, auf eine Grundschule mit Französischunterricht, damit er sich nicht mehr "unter die Tafel hockt" und rumblödelt, weil er etwa "ein Gedicht einmal liest, dann kann er's". Damit man ihn nicht mehr mit seiner Mutter zum Schulpsychologen schicken muss, der ihm einen sehr hohen IQ attestiert. Auf neurobiologische Abweichungen, wie etwa ADHS, testet man damals nicht groß.

Und ob im Heim Drogen verbreitet waren, weiß er nicht mehr. "Ich weiß nur, dass die nicht klargekommen sind mit mir." Mario, auf einer Bank in der U-Bahn-Station, ständig von den Waggons unterbrochen, ihrem lauter und leiser werdenden Geratter, bis die Dunkelheit das letzte Stück Wagen verschluckt, sagt, "pass mal auf dein Handy auf, das macht mich ganz nervös. Tu’s woanders hin.“

Er wird weiter- und weitergereicht, auf ein Schiff für schwer erziehbare Jungs. Ein schwimmendes Heim, "Alcatraz aufm Wasser". An Land holt ihn seine Pflegemutter ab, "Franziska Gravenhorst". Mario sagt diesen Namen, erzählt diese Geschichten, als seien sie das Natürlichste der Welt. Und sicher schmückt er, wie viele gute Erzähler, Details aus. Oder in Details trügt ihn die Erinnerung, vieles ist ja weg, "gelöscht", sagt er, weggeraucht. Und wie auch sollen sich alle Details überprüfen lassen? Nur: Wer

skeptisch ist, Mario vielleicht sogar für einen Hochstapler hält, psychotisch, "der denkt sich Sachen aus", "Süchtigen kann man nicht trauen", der wird seiner Vorurteile schnell überführt. Marios Vater etwa posiert auf Facebook in grün-brauner Uniform vor einem Polizeibus. Mit Schnurrbart und Pilotenbrille.

Marios Bruder, "Diplomingenieur, war in Dubai und hat die Wüste mit Solarzellen gepflastert", ist auf Facebook mit Mario befreundet und – so kann man dort nachlesen – Ingenieur bei mehreren Solarunternehmen gewesen.

"Die Kiennadelschweiz" ist eine Institution, die seit den Vierzigern Jugendlichen hilft.

Und Franziska Gravenhorst hat in ihrem Leben 34 Pflegekinder neben ihren eigenen zwei Kindern großgezogen und eine Kita in Spandau gegründet, wofür sie 1995 das Bundesverdienstkreuz erhielt. Bei der Verleihung, sagt Mario, habe der Bezirksbürgermeister persönlich ihm Kaffee ausgeschenkt.

"Bombenfrau, aber hart"; Gravenhorsts Bedingung sei gewesen, dass jedes Pflegekind eine Ausbildung macht, und Zuspätkommen habe sie über zehn Minuten "Karenzzeit" nicht akzeptiert. Danach habe es Abzug vom Taschengeld gegeben. Und weil das Taschengeld eh ständig knapp gewesen sei, hätten sie fast alle angefangen, zu dealen. Mario mit Ecstasy, mit 17 habe er das erste Mal Koks geraucht – inmitten seiner "LSD-Zeit", ersten "Drogenhochzeit". In der er dann, als hätten die Dramen nicht gereicht, noch ein Kind zeugt. Er gibt es ab, gibt "alles ab", wie er sagt. "Und ich war so froh, ehrlich, obwohl ich wirklich anhänglich bin. Aber das war zu früh alles.“

An Weihnachten habe er dem Kind manchmal eine Karte von Onkel Mario geschickt.

Und doch: Von den sieben Jungs in Gravenhorsts Villa seien fünf was geworden, sagt er. So wie er selbst. Bäcker nämlich, Elektroniker, Gas-Wasser-Installateur. Einen Pizzaladen hat er geführt, "über zehn Jahre drei Menschen beschäftigt". Ein Haus bezogen, geheiratet, den Namen seiner Frau angenommen. Familie gegründet.

Mario schwankt im Takt des Waggons und durch die Masse in Mänteln und Mützen wie im Hindernisparcours, seine Hände von Halteschlaufe zu Halteschlaufe gleitend.

Er schnorrt sich durch den Wagen – "danke", "danke schön", "wenn jemand Kerzenreste hat, jede Flamme gibt'n Grad", "ick schlaf nicht in Notunterkünften, ick will keene Flöhe" – und nimmt dann seinen Faden wieder auf, als habe er nur kurz geträumt: Sein Geld zähle er nie in der Bahn, so wie er sein Sterni nicht in der Bahn trinkt, es vorm Einsteigen hinten in der Hosentasche versteckt. Bier ist schlecht für "die Kundschaft", aber Mario trinkt vor Kundschaft auch aus "Ethos" nicht. Er hat alles probiert, "nach Geld fragen, nicht nach Essen, nicht nach Pfand", aber am erfolgreichsten sei es, nur nach Essen zu fragen. Mario kriegt Stullen und Fleischsalat, Donuts, Croissants und Pastramischeiben, "in der Bahn ist wie Grüne Wochen für mich“.

Und wer nichts zu essen dabeihat, glaubt er, gebe vielleicht doch Geld, obwohl er nicht wollte. "Das ist so'n kleiner psychologischer Trick.“

Mario zählt leise die Leute im Wagen, springt raus, zählt seine Münzen. "Nicht schlecht." 19 Fahrgäste. 4,61 Euro.

U3. Eine junge Frau fragt: "Warum kriegst du kein Hartz IV?“

U9. Eine alte Frau fragt: "In Buckow, da hatten die mal diese, diese … Container. Für die Flüchtlinge, die gekommen sind. Die waren auf einmal alle weg. Warum haben sie die nicht stehen lassen, für Obdachlose?“

U3. "Ick seh jeden Tag Menschen wie dich", raunt einer. Mit Gin-Tonic-Dose, er hält die Arme nach oben, "also Menschen wie dich", nach vorn, "Menschen wie dich", dann nach unten. "Und Menschen wie dich. Du bist gerade so … inna Mitte. – "Ja." Mario zeigt auf die Sitzbank. "Und ick will nie wieder da runter. Da, noch unter die Polster." Metaphorisch gesprochen. "Fühl ick total! Ick hab 'ne Wohnung, die is so jünstig,

dass sie noch der Staat bezahlt. Würd ick niemals uffjeben – obwohl ick jetzt Karriere mach. Ick müsst im Lotto jewinnen oder wat."

Tief unterm Leopoldplatz, am Bahn-Kiosk, an dessen Scheiben Fotos blasser, dünner Menschen kleben – "Täter nach Ladendiebstahl gesucht" –, ruft ihm dann ein Serbe zu: "Du bist doch hier geboren, oder? Du kannst hier alles haben, das ist deine Heimat!" "Genau!", ruft Mario zurück. "Genau das ist der Fehler." Der Mann kommt näher. "Guck mal, ich bin Ausländer. Dieses Land kann dir alles bieten. Bei euch gibt's Arbeitsamt, Jobcenter. Du gehst hin, sagst, du brauchst Hilfe, Geld. Und die sagen: Okay, wofür?"

Der Serbe arbeitet für eine Sicherheitsfirma, sagt er. Seit zehn Jahren stehe er zwölf Stunden täglich vor demselben Gebäude, er *steht.* Zwei Stunden brauche er für Hin- und Rückfahrt, er habe Rücken-, Knieschmerzen, Bandscheibenvorfälle, und öfter eine Politikerin gehört, "sie sagt: langsam lohnt es sich nicht mehr, zur Arbeit zu gehen". Er jedenfalls arbeite für Rechnungen. Miete, Wasser, Strom, Internet. "Und Olaf Scholz steht da", ruft er, und schicke noch mehr Geld in die Ukraine, verbreite noch mehr Krieg – während hier die Preise steigen und der Lohn bleibt gleich? Was solle er da machen, als "Ausländer", der kein Arzt und Richter ist? Das Land verlassen?

"Du sprichst mir aus der Seele", jetzt nickt Mario, er hat öfter versucht, "das Problem" in der Politik unterzubringen. Vor Jahren hat er eine Petition für mehr Obdachlosenschlafplätze und weniger Massennotunterkünfte gestartet und etwa 3.000 Unterschriften beim Bundestag eingereicht, ohne Folgen. Beim RBB hat er in einem Radiobeitrag über Berliner Obdachlose mitgemacht. Beim Schnorren in der Bahn predigt er vor Publikum, seit dreißig Jahren verändere sich in der Stadt nichts außer der Zahl der Obdachlosen. Und das, sagt er, führe eben dazu, dass "viele von uns", Obdachlose, "die null Ahnung haben, sagen, die Flüchtlinge nehmen uns was weg, Ausländer raus, blabla. Und die AfD wird das dann ändern. Aber die AfD ist gegen Obdachlose und Sozialhilfe, gegen eigentlich alles. Gegen Menschen."

Am U-Bahnhof Turmstraße holt er sein Handy in einem Handyshop ab, das der Besitzer für ihn aufgeladen hat. Ein Pakistaner. Ein Abhängiger nach dem anderen kommt aus dem Park gegenüber, um sein Handy hier einzustöpseln oder abzuholen. Ne-

benan ist der Imbiss, dessen Inhaber Mario die Wellensteyn-Jacke geschenkt hat. Ein Muslim, der findet, die Leute dächten lieber an ihre Karriere als an andere. Dabei seien wir doch "ein Staubkorn in der Galaxie“.

Mario holt sich dann "was" im Dunkel des Parks und setzt sich mit seinem "Stein" auf eine Bank. Er stellt die Boombox laut und zündet seine Pfeife an, darauf bedacht, dass der Wind den Rauch zügig weit trägt.

Ozzy Osbourne krächzt – "Close My Eyes Forever“.

"Schönes Lied, oder?“

Tageweise taucht er unter, weil sein Handy kein Guthaben oder keinen Akku mehr hat. Weil "die Kleene" und er krank sind, fiebrig im Zelt. Oder er nur am Rumfahren, Schulden begleichen, Essen, Steine auftreiben. "Pola" auftreiben, Polamidon. Also Levomethadon, sein Ersatzstoff fürs Heroin. Zwischen 12 und 13 Uhr muss Mario bei seinem Arzt an der Turmstraße sein und sich in die Schlange Abhängiger stellen, um sich sein Pola aushändigen zu lassen, 35 Milligramm täglich. Er war schon bei 60, aber auch bei 15. Er wäre gern ganz davon weg. Beim Koks ist er sich da nicht so sicher. Gäbe es ein Substitut für Kokain, sagt er einmal, würde er das "sofort holen". Andererseits, sagt er, da sitzt er um drei Uhr nachts bei McDonald's am Bahnhof Zoo: "Was ist denn da sonst noch?“

Hat Mario seine Pola-Tablette geschluckt, kauft er sich ein Sterni, weil Alkohol die Wirkung verstärkt. Er setzt sich dann in den Turmstraßenpark oder in den U-Bahnhof und schläft. Dämmert. Vorher arbeitet und isst er nicht, da zockt er ein bisschen auf dem Handy, und da will er niemanden um sich. Mario kocht zwar bald in seinem Zelt Kokain auf, abends, mit Silberlöffel, Pulver in der Kapsel und heißem Öl, während "die Kleene" erkältet im Schlafsack hustet. Er geht mitten in der Nacht auf einen Spielplatz am Nauener Platz – zu einer Dealerfamilie, die "im Dreischicht-System arbeitet" – ein Betrunkener stolpert umher, durchweichte Salamischeiben liegen im Regen auf Asphalt.

Er raucht Pfeife hinter der vorgehaltenen Penny-Tüte, raucht Pfeife im Stehen, hinten am Görli-Gleis. Er ruft "Hey Nadja!" zu Nadja, die in einer Fahrstuhlecke am Leopoldplatz kniet, steht, trippelt, kniet. Die von Polizisten vertrieben wird, wiederkommt.

Er ruft auch seinen Dealer an und fragt nach "zwei Einzelnen" für "die Kleene". Taucht "völlig unterkokst" auf, nach nur einem Stein am Tag. Er führt zu den Dealern am "Leo", die an ihm hochhüpfen wie Kinder – und meist aus Tunesien kämen, mit zunehmender Migration habe sich der Reinheitsgehalt von Kokain extrem verändert. Er führt zum Affenkäfig hinter der Kirche am Leo, in eine Dystopie voll kahler Bäume und hagerer Gestalten bei Nacht. In ein Bild wie aus einem Traum, wie einem Scherenschnitt – überall Umrisse und Schatten. "Anarchie!", ruft einer. "Die Legislative gibt's nicht mehr!“

Aber: Dass sich Mario morgens sehen lässt, beobachten lässt, noch bevor er sein Pola intus hat? "Affig", also entzügig? Bevor ihm sein Körper gehorcht und er sich "normal" fühlt? Das will er nicht. Nicht, als er an Halloween einen ausgehöhlten Kürbis vor sein Zelt stellt und Lollis an verkleidete Kinder verteilt. Nicht, als er zum Büro der Obdachlosenzeitung nach Neukölln fährt, wo er schnell wegwill, "Neukölln ist mir zu dreckig“.

Nicht, als im Advent ein Weihnachtsstern an seinem Zelt hängt.

Er raucht alle paar Stunden, "wäre ja gelogen, zu sagen, ich bin davon nicht abhängig" – psychisch. Kokain macht vor allem psychisch abhängig. Und seine Psyche, glaubt Mario, wie es viele Süchtige glauben, hat er im Griff. Jeden Tag kauft er eine Kapsel im Görli für 15 Euro, die er selbst aufkocht, und dann so viele "fertig gekochte" Steine am Leo, wie er sich leisten kann, meist vier oder fünf à fünf Euro. Wenn er geraucht hat, wirkt er gelassen. Fast, als hätte Kokain statt der typischen Wirkung – einem Gefühl der Unbesiegbarkeit – bei ihm eine beruhigende.

In sieben Entzugskliniken war er, schätzt er. Und die Angst vor körperlicher Abhängigkeit, vor Heroin, ist die größte, die er hat. Er fürchtet sich allein beim Gedanken ans Runterkommen, davor, wie er sich nicht mehr bewegen oder laufen konnte, hinterm Pfeiler kauerte, kotzte, wie sich die Knochen in seinem Körper anfühlten, als würden sie

sich verdrehen. "Die Droge sagt: Was, du willst mich nicht nehmen? Fick dich, Alter. Dann scheißt du dich ein."

26 Jahre alt ist er, als er ab und zu Joints und sonst nichts mehr raucht, und mit seiner Frau und zwei Kindern in einem Haus in Brandenburg lebt. Er wickelt, wäscht, liebt den Zweijährigen, da beschleicht seine Mutter einen Verdacht: die Haarfarbe des Kindes. Diese Augen? So sieht doch ihr Sohn nicht aus. Das ist doch niemals sein leibliches Kind. Sie meldet Mario beim Fernsehen an. Bei RTL *Explosiv Weekend*, wo das Thema aktuell "Kuckuckskinder" heißt und Protagonisten dabei gefilmt werden, wie sie "illegale Vaterschaftstests" bestellen. Bald filmen sie auch Mario, als er seinen Vaterschaftstest öffnet und auf einer braunen Couch seinen Halt verliert. Im Video bringt er noch das entscheidende Wort hervor, das er auf dem Testergebnis liest: „Nicht."

Nicht der Vater.

Mario hat nun ein Kind, das nichts von ihm weiß, und ein Kind, das nicht sein eigenes ist.

Er sagt, er wollte sterben. Sein Gehirn totkriegen. Nie wieder denken.

Es klappt – mit Heroin ist er wie tot.

Nach drei Wochen braucht er es zum Leben – für ein sehr anderes Leben, als er es zuletzt geführt hat. Er braucht Geld. Er bestellt Kreditkarten, reizt ihre Limits aus, bezieht Sozialhilfe in Brandenburg und Berlin, wo die Jobcenter noch nicht miteinander vernetzt sind, wechselt Wohnsitze wie Kleider, Bernau, Seefeld, Fehrbellin, und meldet kurz bevor er wieder umzieht, seinen Wohnsitz an der alten Adresse an. Damit die Polizei, wenn sie eintrifft, vor der falschen Tür steht. Er belügt seine neue Freundin – er "kifft nur", er fährt "affig" auf der Autobahn nach Berlin. Die Drogen sind in Berlin, also zieht er nach Berlin. Schläft auf Feldbetten in Notunterkünften, die er heute beim Gesundheitsamt anzeigen würde. Gut zwei Jahre im S-Bahnhof Anhalter Bahnhof. Einen Winter lang im Berliner Tunnelsystem.

Als die Polizei ihn am Gleisdreieck fasst, ist er fast erleichtert. "Ick hab jesagt, ihr könnt jetzt Feierabend machen, ihr habt 'nen Hauptjewinn jezogen." Die JVA-Tegel ist wie "Kindergarten für Erwachsene", er hat Bett, Essen, Heizung, Fernseher. Und er

wird – notgedrungen – clean. Frei von jeder Sucht. Ein gesunder Mensch, der ein neues Ausweisfoto braucht, weil er keine 44 Kilo mehr wiegt und sich Polster unter seine Wangen legen. Nach zwei Jahren kann er mit dem "Fünfunddreißiger" raus, dem Paragrafen 35, der Süchtigen erlaubt, die restliche Zeit ihrer Strafe in einer Therapieeinrichtung zu verbringen. Mario, so erinnert er es, möchte in eine ambulante Therapie, aber er erhält keinen Platz. Lediglich in einer vom Paragrafen gestützten "Substi-WG" mit Therapiestunden erhält er einen Platz – im substituierten betreuten Wohnen also, einem für Süchtige, die einen Ersatzstoff bekommen. Methadon, Polamidon. Mario aber braucht und bekommt keinen Ersatzstoff. Also besorgt er sich Heroin, raucht es und erscheint beim "Knastarzt": "Ich bin rückfällig. Kann ich bitte substituiert werden?“

Der Arzt gibt ihm ein Substitut. Kurz darauf kann er in die Substi-WG einziehen.

Seither, sagt er, sei er abhängig von dem Zeug.

Den Rest seines Lebens schläft er in Wohnheimen, Notunterkünften. Im Zelt.

Es ist nicht so, dass sich Mario nicht um ein anderes Leben bemüht. Er scheitert vielmehr an den Bedingungen, die an ein solches Leben geknüpft sind. An Uhrzeiten, Regeln. Geld. Mario bucht sich zum Beispiel einen Termin beim Bürgeramt, sobald sich jemand bereit erklärt, ihm seinen "LBS", den "Lebensberechtigungsschein", wie er sagt – also einen Personalausweis –, zu bezahlen. Er ruft auch beim Pförtner an, um sich zu erkundigen, ob er vor Ort biometrische Fotos machen kann.

Aber dann kommt er eine halbe Stunde zu spät zum Termin und schläft im Wartezimmer ein. Empört sich vor Beamten, "alles fürn Arsch, ihr wollt nicht, dass man 'n Ausweis macht, oder?"

Und dann erfährt er noch, dass er gar keinen neuen LBS braucht, weil man beim Amt seit Langem darauf wartet, dass Mario seinen Personalausweis abholen kommt. Er wurde vor einem Jahr dort abgegeben. Und ist gültig bis 2029.

Er hört nicht, als in der U2 eine Gruppe Schwaben von dem Obdachlosen erzählt, den sie gestern in der Stadt gesehen haben, "boah, hat der gestunken". Oder als ihm in der U6 ein Muskulöser dreimal "Scheißjunkie!" hinterherruft. Er bedankt sich, als ihm eine Frau im Froschkostüm einen Kuss zuwirft, "Viel Glück, mein Lieber" – in der U9, spätabends am Wochenende, seiner Primetime, besoffen wüssten die Leute nicht mehr, wie viel sie ihm geben. Dann provozieren sie ihn, und er provoziert zurück, "komm, schlag mir auf'n Zahn, brauch eh 'nen neuen". Dann ist er bis vier, fünf Uhr arbeiten, was er unter der Woche nie wäre. Schließlich hat Mario rote Linien:

Nie würde er Leute, die um die Zeit zum Schichtdienst fahren, noch mit seiner Schnorrerei nerven.

Nie würde er sie beklauen. Ja, er hat den Staat und seine Banken betrogen, und so indirekt seine Steuerzahler – aber denen *direkt* etwas aus der Tasche ziehen? Im Späti was mitgehen lassen? Wo er selbst einen Pizzaladen hatte und weiß, wie Beklautwerden ist, "und wenn's nur die Coladose ausm Kühlschrank ist“?

Nie würde er Zeitungen in Kneipen verkaufen. "Trau ich mich nicht.“

Mario liest eine Meldung der *Berliner Zeitung* auf seinem Handy: "So viele Wohnungen stehen leer – aktuelle Zahlen." – "Na, da bin ick aber jespannt." Er ruft in die Bahn: "Was soll ich mit dem Recht auf Arbeit, wenn ich keine Wohnung hab? Was soll ich mit dem Recht auf Wohnen, wenn die Wohnungen alle verkauft werden?“

Er ruft "Fahrscheinkontrolle!", und alle lachen. Er hält kaum an, als ihm einer in der Bahn einen Job verschaffen will, Trockenbau, super Sache, "wie heißt du? Mario? Mario, du wirst reich werden." Er fragt, wie verrückt die Menschheit sei, als einer versucht, Münzen in den Mülleimer auf dem gegenüberliegenden Gleis zu werfen. Er hebt Münzen aus einem Graben auf, Zigarettenstummel, Flaschen von der Straße. Eine Nikolausmütze. Zwei Kinogutscheine mit zweimal Popcorn.

Dem Marienkäfer, der einmal auf seiner Jacke landet, flüstert er "komm, bleib mir", zu. "Bring mir Glück.“

Manchmal, wenn die Leute ihn nicht ansehen, sagt er, gehe er aus der Bahn und heule.

Drei Uhr nachts am Sonntag. Mario macht Pause im McDonald's am Bahnhof Zoo. Gestern hat er sich hier online einen Kaffee bestellt, den er am Tresen abholen und dann im Restaurant trinken wollte. Der Sicherheitsdienst hat ihn mit seinem Kaffee sofort wieder rausgeschickt. Jetzt will Mario Gerechtigkeit.

Mario, der noch einmal sagt, er hätte sein Friede-Freude-Eierkuchen-Leben gern weitergelebt, mit Frau, Haus und Kind. Am liebsten wäre ihm, die Sache mit dem "Kuckuckskind" wäre nie aufgeflogen.

Gleichzeitig aber könne er nur schwer in eine so heile Welt zurück, mit dem Leben, das er seither gelebt hat, den Süchten, die er entwickelt hat. Mit dem Großteil der Familie hat er zudem gebrochen oder sie mit ihm. Und jetzt noch mal in Therapie und "sich die Hand halten lassen" – er, der seit seiner Jugend umgeben von Betreuern ist?

Er hasse es trotzdem, allein zu sein, sagt er. Freunde gebe es auf der Straße nicht, und mit den Frauen hat Mario derzeit Stress, seine Ex-Freundin, "auch von der Straße", ist wieder aufgetaucht. Wohin soll nun "die Kleene"? Abends guckt er Krimis auf Joyn, übers Handy, und raucht. Er duscht oft, sagt er, im Drogennotdienst, damit er ja nie riecht. Im Zelt pinkelt er in eine Flasche. Oder er benutzt die Toilette "anna Laderampe" am nächsten Supermarkt, das Klo im Görli nämlich ist dauernd besetzt. "An der Laderampe am Supermarkt ist eine öffentliche Toilette?" – "Nee", sagt er. "Da ist'n Zaun und Gebüsch.“

Ohne Kapseln und Steine, fragt er: "Was ist da noch?“

Mario stellt sich vor den Security-Mitarbeiter neben der McDonald's-Theke, der ihn längst beäugt. Ein betrunkenes Mädchen liegt vor einem Tisch, weint und lacht ins Handy; ein Mann sitzt mit seinen drei Tüten Hab und Gut an einem Tisch und schläft, niemanden kümmert's. "Sie haben mich gestern hier rausgeworfen. Warum?“

"Weil Sie obdachlos sind.“

Mario geht einen Schritt zurück und zeigt auf sich selbst. "Was an mir lässt Sie denken, dass ich obdachlos bin? Woran kann man das sehen?“

"An den Zeitungen, die Sie verkaufen", der Mitarbeiter deutet auf Marios Tüte, "und an Ihren Pfandflaschen, das hat in der Tüte geklirrt. Außerdem an Ihren Fingernägeln.“

"Warte mal, warte mal", ein Kollege stellt sich dazu, trainiert, mit Hugo-Boss-Tasche. Sie hätten Anweisungen der Geschäftsführung. "Und Obdachlose kommen hier nicht rein.“

"Aber wenn ich hier essen möchte und bezahle", fragt Mario, "warum darf ich hier nicht sitzen und essen wie alle anderen?“

"Wenn Sie mich nach meiner persönlichen Meinung fragen", übernimmt jetzt der mit der Boss-Tasche, "dann finde ich, alle sollten hierherkommen können." Persönliche Meinungen aber müssten sie bei ihrer Arbeit zurückschrauben. Da seien sie gebunden. Die Presseabteilung von McDonald's sieht das später anders: "Wir nehmen solche Hinweise äußerst ernst", schreibt sie, "da in unseren Restaurants selbstverständlich jede:r willkommen ist. Das ist seit jeher unsere Unternehmensphilosophie.“

Als Mario wieder aus der Filialtür und in der U-Bahn ist, holt er Feuchttücher aus seinem Rucksack und wischt sich die Hände und seine Fingernägel ab.

Nach ein paar Wochen geht er mit seinem Ausweis zum Amt und beantragt Bürgergeld. Dreihundert Jahre alt wolle er werden, sagt er. Fliegende Autos und Schlafkapseln, Politiker ohne Gehälter: Er müsse doch wissen, wie die Welt dann aussieht.